



Partnerstadt

Im Osten der Südafrikanischen Union liegt die Hafenstadt **Durban**. Für erste Unruhe im Herrschaftsgebiet der britischen Krone sorgt bei Kriegsbeginn der deutsche Kreuzer „Königsberg“, der vor Durbans Küste gesichtet wird. Vom Regiment Durban wird er auf Distanz gehalten. Es ist der Moment, in dem die südafrikanischen Soldaten für den Krieg vorbereitet werden. Am 28. August 1914 wird mobilgemacht. Die Grenze der Südafrikanischen Union zu Deutsch-Südwest-Afrika muss gesichert werden. Als ein deutsches U-Boot 1915 das britische Passagierschiff „Lusitania“ versenkt, kippt die Stimmung in der Union. Britische Mobs greifen all diejenigen an, die aussehen wie Deutsche. Fatale Konsequenz: Am Ende gibt es mehr nicht-deutsche Opfer zu beklagen. (muk)

Briefe: Nur wenig Zensur möglich

Technik für Kontrolle fehlte

Bremen (kia). Zu Beginn des Krieges 1914 sei das Briefgeheimnis zunächst weitestgehend erhalten geblieben, sagt Eva Schöck-Quinteros, Historikerin an der Universität Bremen. Damals habe es auch keine technischen Möglichkeiten gegeben, die ganze Post zu kontrollieren, sagt die Wissenschaftlerin. Pro Tag verschickten die Soldaten mehrere Millionen Briefe. Allenfalls seien deswegen stichprobenartige Kontrollen möglich gewesen. Die kritischen Textstellen seien dann einfach mit einem Stift geschrägt worden, sagt Schöck-Quinteros.

1915 sei die Zensur schließlich angeordnet worden. Dann durften die Soldaten nicht mehr genau angeben, wo sie sich befanden. Eine Vorsichtsmaßnahme, falls die Briefe dem Feind in die Hände fallen sollten. Aus dem gleichen Grund wurde 600 Mal binnen vier Jahren sogar eine komplette Postsperrre verhängt. Das heißt: Die Soldaten durften zeitweise überhaupt keine Post verschicken.

Gegen Kriegsende wurden die Auflagen dann ein weiteres Mal verschärft. Um die Daheimgebliebenen nicht zu verunsichern und die Kriegspropaganda nicht zu gefährden, waren ausführliche Schlachtbeschreibungen tabu. „Deswegen ist es eher eine Ausnahme, wenn Soldaten von Schlachten erzählen“, sagt Schöck-Quinteros. Fernsehdokumentationen, die insbesondere diese Briefe verwenden, zeigten somit ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit.

Haben Sie Ideen und Anregungen? Melden Sie sich unter bremen1914@weser-kurier.de.

KRIEG IN WORTEN

Schöne Grüße von der Front

Geschichtsstudenter sichten Briefe von Soldaten / Detaillierte Kriegsbeschreibungen sind eher die Ausnahme

100 Jahre lagerten die Feldpostbriefe an Pastor Ernst Georg Baars unentdeckt im Archiv. Nun sichten Geschichtsstudenter die 1000 Soldatenbriefe, die meist in Schützengräben entstanden. Einige Studenten hatten ausführliche Schlachtbeschreibungen erwartet. Doch sie stießen auf etwas anderes.

von KIRA PIEPER

Bremen. Der weiß gestrichene Seminarraum im Staatsarchiv Bremen ist in greelles Licht getaucht. Auf den ebenfalls weißen, massiven Tischen liegen blaue DIN-A5-Sammelmappen. In ihnen verborgen insgesamt 1000 alphabetisch sortierte Feldpostbriefe und -postkarten. 50 Soldaten haben sie während des Ersten Weltkrieges von der Front an den Pastor Ernst Georg Baars nach Vegesack geschickt.

Stapelweise Feldpostbriefe, die an einen Geistlichen gingen – das sei im Krieg nichts Ungewöhnliches gewesen, sagt Eva Schöck-Quinteros, Historikerin an der Universität Bremen. Baars pflegte offenbar ein gutes Verhältnis zu seinen Gemeindemitgliedern, vor allem zu seinen ehemaligen Konfirmanden. Zwischen 1914 und 1918 schickte er den Männern sogar Pakete mit Zigaretten und Zeitungen an Ost- und Westfront. Ersichtlich wird dies heute durch die erhaltenen Dankesbriefe, die die Soldaten ins heimatliche Vegesack schickten und die nun von Geschichtsstudenter erstmals aufgearbeitet werden.

Für die meisten der zwölf Studenten, die an dem Feldpostbrief-Seminar teilnehmen, ist es die erste Arbeit an historischen Quellen. Victor Marnetté ist einer von ihnen: „Die Briefe sind wirklich sehr staubig und vergilbt“, sagt der 22-Jährige. Er hat sich während der vergangenen Monate auf Feldpostkarten spezialisiert. „In dem Bestand gibt es Hunderte von Postkarten mit unterschiedlichen Motiven“, sagt er und blickt vor sich auf den Tisch, wo ein Sam-

„Die Feldpostkarten spiegeln oftmals einen Krieg ohne Krieg.“

Geschichtsstudent Victor Marnetté

melsurium von Karten liegt. Darauf abgebildet vor allem Motive, die der Kriegspropaganda dienten: zerstörte Kirchen und Brücken, Gruppenbilder von Soldaten sowie kolorierte Zeichnungen von deutschen Prachtromenaden. „Die Motive sind schon sehr ausdrucksstark“, sagt Marnetté. Der Inhalt auf der Rückseite sei es indes weniger. „Oft ist der einzige Satz, Vielen Dank für die Zigaretten“. Allerdings hätten die Soldaten meist auch nicht viel Zeit zum Schreiben gehabt. „Ihnen ging es einfach nur darum, mitzuteilen, dass sie noch leben.“

Gerade wegen der Zeitnot entstanden etliche Briefe und Karten in großer Eile, vermutlich zwischen zwei Gefechten direkt im Schützengraben. Das Resultat: Sie sind nur schwer zu entziffern. Haben die Studenten dann doch den Inhalt entschlüsselt, ist das Ergebnis meist ernüchternd. „Der Bestand durchdringt nicht den Alltag der Soldaten“, sagt Marnetté über seine Feldpostauswahl. Die Männer beschweren sich nicht über die Bedingungen im Schützen-



Die Studenten der Universität Bremen, Melanie Hunger, Victor Marnetté und Celsy Dehnert (von links), durchforsten Mappen voller Feldpostbriefe und -postkarten im Staatsarchiv.

FOTO: CHRISTINA KUHAUPT

graben, über die Ratten, den Gestank oder den Dreck. „Die Postkarten spiegeln einen Krieg ohne Krieg. Waren darauf nicht das Datum, die Einheit und der Rang verzeichnet, könnte man meinen, es sei gar kein Krieg.“ Zu Beginn des Seminars habe er sich das noch anders vorgestellt, sagt der Geschichtsstudent. „Historiker hoffen immer auf DEN Fund“, sagt Marnetté. Doch bei ihm bleibt dieser aus. Schöck-Quinteros erklärt die Zurückhaltung der Soldaten so: „Sie wollten ihre Familie zu Hause nicht beunruhigen. Außerdem sehnten sich die Soldaten auf dem Schlachtfeld nach der heimatischen Normalität.“

Der Protagonist von Celsy Dehnert und Melanie Hunger bietet in den einen richtigen Einblick in seine Biografie. Bei der ersten Sichtung ist den beiden Studentinnen eine ganze Briefsammlung des 29-jährigen Soldaten Ernst Plack in die Hände gefallen. Seitdem transkribieren sie nach und nach jeden der insgesamt 40 Briefe. Mittlerweile haben die beiden Frauen ein genaues Bild von Plack: Er sei Ingenieur gewesen, erläutert die 23-jährige Celsy Dehnert. Und die 27-jährige Melanie Hunger fügt hinzu: Als Mitglied der Eisenbahn-Kompanie sei er viel rumgekommen. „Plack war sowohl an der Ost- als auch an der Westfront.“ Unterdessen faltet sie bereits den nächsten Brief auseinander. Behutsam hält sie das dünne, mittlerweile

lichtdurchlässige Papier in ihren Händen: „Ich habe immer Angst, dass die Briefe auseinanderfallen könnten“, sagt die 27-Jährige. Ohne zu stocken liest sie ihrer Kommilitonin den Inhalt vor. An die alte deutsche Schreibschrift habe sie sich längst gewöhnt, sagt sie. Währenddessen tippt Dehnert den Inhalt in eine Excel-Tabelle. Worüber schreibt der Soldat? „Er schreibt über die Leute, die er sieht, über den Kriegsverlauf und beschwert sich über den mangelnden Informationsfluss an der Front“, sagt Hunger.

Während ihrer Arbeit hat sich die Sichtweise der Studenten auf den Ersten

Weltkrieg verändert. Selbst wenn der Inhalt meistens dünn sei, werde der Krieg viel persönlicher, wenn man die Briefe in den Händen halte, sagt Hunger. Marnetté gibt zu, zu einigen der Protagonisten sogar eine persönliche Bindung aufgebaut zu haben. „Ein Historiker darf das eigentlich nicht“, sagt der 22-Jährige. „Manche waren gerade einmal 17 oder 18 Jahre alt und damit kaum jünger als ich.“ Als er dann recherchiert habe, dass diese jungen Männer gefallen waren, sei ihm das schon sehr nahe gegangen.

Die mühselige Arbeit der Studenten wird belohnt: Von September bis November zeigt das Schloss Schönebeck in Vegesack die transkribierten Feldpostbriefe.



FOTO: KARSTEN KLAMA

Scannen Sie das obere Bild, um eine Audioslideshow einer szenischen Lesung von Feldpost zu sehen.

Der Schriftsteller und der Krieg

Rudolf Alexander Schröder verfasste 1914 Gedichte voll glühenden Feindeshasses / Sein Name ist mit dem Bremer Literaturpreis verbunden

von KATHRIN ALDENHOFF



Rudolf Alexander Schröder, 1878 geboren, verließ Bremen 1935 und lebte bis zu seinem Tod 1962 im oberbayerischen Bergen im Chiemgau.

FOTO: GEORG SCHMIDT

als Reinigung sah und als Chance, eine neue Gemeinschaft entstehen zu lassen“, sagt Kulturwissenschaftlerin Katharina Uhl. Sie verfasste 2011 im Auftrag der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung ein Gutachten über den Bremer Schriftsteller, seine Werte, sein Weltbild sowie seine Rolle im Dritten Reich.

Von später Reue über das Gedicht habe sie nichts gefunden, sagt Katharina Uhl. Schröder habe zwei Haltungen dazu gehabt: Offiziell erwähnte er das Gedicht nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr; inoffiziell beschwerte er sich, dass er in der Öffentlichkeit nicht mehr erkannt werde, obwohl die Jugend mit „Heilig Vaterland“

aufgewachsen sei. „Schröder definierte sich darüber, dass er von seinem Weltbild nicht abrückte“, erklärt Uhl. Auch der Erste Weltkrieg habe ihn von der Idee einer überzeitlichen Vergemeinschaftung durch den Krieg nicht abbringen können. Sein Weltbild habe er nie in Frage gestellt. Dabei sei er ein hochgebildeter Mann gewesen. Autor Siegfried Lenz bezeichnete ihn als „letztens großen Vertreter der deutschen Gelehrtenrepublik“. Ob Schröder der richtige Pate für den Bremer Literaturpreis ist, dazu will Katharina Uhl nichts sagen.

Barbara Lison ist Geschäftsführerin und Vorstandsmitglied der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung. Sie spricht gerne über den schwierigen Namensgeber Schröder. Schröder habe sich nie von dem Gedicht distanziert, und er habe sich auch nicht offen gegen die Verwendung durch die Nationalsozialisten gewehrt. „Ich glaube, er hatte für sich persönlich kein Unrechtsbewusstsein.“ Dennoch: Der Vorstand will den Namen der Stiftung nicht ändern. Der historische Kontext solle ruhig tradiert werden, sagt Lison.

Im zweiten Stock des Bremer Rathauses steht seit einigen Jahren eine Bibliothek, die Schröder Anfang des 20. Jahrhunderts für den Kunstsammler Leopold Biermann entworfen hat. Im Jahr 2001 kaufte die Senatskanzlei die eleganten Möbel aus kubanischem Mahagoniholz. Der Raum wird für Gespräche im kleinen Kreis genutzt, Gäste werden oft hierher geführt. Und der Bremer Senat tagt mehr als 100 Jahre nach der Fertigstellung des Senatssaals noch auf einem von Schröder entworfenen Teppich. Das würde ihm sicherlich gefallen.